

„Die Übernahme“ lässt sich auf drei Ebenen lesen und besprechen: erstens als überfälliges, kenntnisreiches Sachbuch über die Geschichte der Bundesrepublik seit 1990 aus ostdeutscher Perspektive; zweitens als persönliche Geschichte von Ilko-Sascha Kowalczuk; drittens als politisches Buch eines Zeithistorikers.

Zunächst zur ersten Ebene: Immer wieder wurde an den großen Erzählungen zum vereinigten Deutschland seit 1990 kritisiert, dass sie den Osten am Westen messen. Es war also mehr als überfällig, Ostdeutschland stärker an sich zu betrachten. Genau das hat Kowalczuk gemacht, die Geschichte Ostdeutschlands dabei in die Geschichte der Bundesrepublik eingeschrieben und ihr ein klares (Gegen-)Narrativ zugrunde gelegt: „Die Übernahme“ steht bei Kowalczuk im Zentrum. Überzeugend und empirisch belegt sind vor allem die Kapitel, zu denen Kowalczuk schon zuvor veröffentlicht hat (etwa zu den Jahren 1989/1990). Erkenntnisreich sind die Ausführungen zu „Beitritt“ und Verfassungsfrage; ebenso sind zahlreiche Thesen zu nationalistischen und rassistischen Kontinuitäten diskussionsanregend.

Die zweite Ebene ist zum Beispiel an folgender Bemerkung aus der Einleitung zu erkennen: „Ich kann mich noch gut erinnern“ (S. 202). Zeithistoriker und -historikerinnen werden an dieser Stelle zusammensucken. Nun ist Kowalczuk Zeitzeuge und Zeithistoriker und kennt das problematische Verhältnis zwischen beiden. Am interessantesten sind diese persönlichen Stellen dort, wo Kowalczuk seine eigene Rolle im „Übernahme“-Prozess reflektiert, etwa wenn es um den Universitätsumbau geht (Kapitel 8). Hier wird deutlich, wie schwierig die Umstrukturierung sowohl in ihrer west-ostdeutschen als auch in der ost-ostdeutschen Konstellation war und dass in der Rückschau auch der Autor Dinge anders als in der Situation selbst sieht. Das sind große Momente des Buches, weil sie den Lesenden beim Verstehen der Probleme, die bis heute nachwirken, helfen.

Auf der dritten Ebene wird es schwierig: „Ohne stereotype Bilder kommt keine Gesellschaft aus. Sie nützen der Zuspitzung, dienen der Diskussion, können erhellen, kontrastieren und tragen so zum Verständnis bei. Menschen, die von anderen verstanden werden wollen, müssen sich solcher Mittel bedienen“ (S. 169). Diese Annahme, die stilistisch überdeutlich das Buch prägt, muss man nicht teilen – im

Gegenteil, gerade durch die pauschalen Anklagen des Autors kann eben nicht Verständnis, sondern Abwehr erzeugt werden. Zwar verbleibt Kowalczuk nicht bei einfachen Ost-West-Klischees. Auch zeigt er deutlich die Gespaltenheit der ostdeutschen Gesellschaft und verfolgt eigentlich eine andere Grundannahme, nämlich die vom Ostdeutschland als Laboratorium der Globalisierung (S. 23). Aber viele gute Gedanken des Autors verschwinden hinter den groben Linien. Die Aktualität des Themas verlangt eher nach einem empirisch untermauerten, differenzierten Herausarbeiten und Anerkennen von Unterschieden oder auch Spezifika, aber eben ohne erneut die alten Stereotype vom „Ossi“ und „Wessi“ bzw. vom „Ostler“ und „Westler“ – wie Kowalczuk sie nennt – zu bedienen. Aus Sicht der Rezensentin verschenkt das Buch hier die Chance, endlich in einem renommierten westdeutschen Verlag eine ostdeutsche Perspektive auf die bundesdeutsche Geschichte seit 1990 zu zeigen – eine Perspektive, mit der Wissen vermittelt, Empathie und Verständnis geschaffen wird. Durch die erzählerische Orientierung an Stereotypen ist das Buch nicht zuletzt auch ein Stück Zeitgeschichte – ein Beispiel dafür, wie 2019/2020 mit- bzw. vielmehr übereinander öffentlich gesprochen wird.